



Leibliche Mutter von Maria mit Sohn in Bulgarien

GRIECHENLAND

Blond, blauäugig, entführt?

Die Polizei vermutete Menschenraub, als sie die kleine Maria im Haus einer Roma-Familie fand. Doch die Geschichte des Mädchens ist eine ganz andere.

Sie will die Sachen schnell zurück in den Schrank räumen, sonst weint Nikos wieder. Ihrem kleinen Bruder gehe es nicht gut, der Zwölfjährige schlafe schlecht, seit Maria weg ist. Seit die Eltern weg sind. Manchmal fange er an zu weinen, einfach so. Aber noch liegen Marias Sachen vor ihr auf dem Bett mit dem türkisfarbenen Laken: eine Barbie- und eine Babypuppe, zwei Stofftiere, Buntstifte und ein kleiner Plastikdrachen. Emanuela Delibsi, 17 Jahre und trotzdem schon verheiratet, setzt sich aufs Kopfkissen, am Ringfinger trägt sie ein Haargummi.

Delibsi ist die Schwester von Maria, von dem kleinen blonden Mädchen, dessen Bild vergangene Woche um die Welt ging. Nicht die biologische Schwester, denn Eleftheria Dimopoulou, die Mutter von Emanuela, ist nicht die leibliche Mutter von Maria, das hat der DNA-Abgleich mit den Eltern ergeben. „Aber darf man sie uns deshalb einfach so wegnehmen?“, fragt Delibsi. Es ist Marias Haargummi, das sie sich um den Finger gewickelt hat.

Ein kleines Mädchen mit Zöpfen: blondes Haar, helle Haut und blau-grüne Augen vor einer roten Wand. Über eine Wo-

che lang stand dieses Bild für all das Böse, das einem Kind widerfahren kann. Seit Polizisten bei einer Hausdurchsuchung in der Roma-Siedlung im griechischen Farsala die kleine Maria entdeckten, wurde darüber spekuliert, was diesem Mädchen angetan worden sein könnte.

Eigentlich hatte die Polizei bei der Razzia nach Drogen und Waffen gesucht, dann fand sie das Mädchen, das so anders aussieht als der Rest der Familie, und al-



Roma-Kind Maria

„Sie kam zu uns, als sie vier Tage alt war“

lein das löste prompt Spekulationen und Verdächtigungen aus: Maria könnte entführt worden sein oder verkauft. An eine Roma-Familie, die sich das Mädchen als Attraktion hält, so wie man früher Tanzbären an Ketten durch die Städte führte. Sie könnte von ihnen gezwungen worden sein zu betteln oder für sie zu arbeiten.

Der mittelalterliche Mythos vom Zigeuner, der hellhäutige Kinder raubt, festgehalten in unzähligen Kupferstichen, war plötzlich wieder in den Köpfen. Ein kleines blondes Mädchen, „allein unter Zigeunern“, wie eine griechische Boulevardzeitung schrieb. Marias Geschichte ist auch eine Geschichte, die vom alltäglichen Rassismus und der Diskriminierung erzählt, die den Roma widerfährt.

„Sie kam zu uns, da war sie vielleicht vier Tage alt“, sagt Emanuela Delibsi, sie weiß es nicht mehr ganz genau. Jedenfalls sei der Rest der Nabelschnur noch zu sehen gewesen. Eine bulgarische Frau habe der Mutter den Säugling überlassen, weil sie nicht selbst für ihn sorgen wollte.

Vorsichtig legt Delibsi die Spielsachen vom Bett zurück in den Schrank. Zwei Zimmer und ein großes Bad hat der kleine Flachbau mit dem Ziegeldach, in dem die Familie wohnt. Im Wohnzimmer steht eine Küchenzeile, die zur Hälfte von einem riesigen Flachbildschirm verdeckt wird. In einer Ecke ein Tischchen mit Ikonenbildern, ein kleiner Altar: darauf die Heilige Maria mit dem Jesuskind.

Emanuela Delibsi faltet die bunten Decken zusammen, auf denen die Familie schläft, auf dem Boden im Wohnzimmer. Außer Maria, sie schlief in dem Bettchen mit ihren Puppen, denen sie vor dem Ein-



MARO KOURI / DER SPIEGEL

Marias Verwandte in Farsala: Eine Geschichte von alltäglichem Rassismus

schlafen immer noch etwas zu trinken gab. „Damit sie auch gut schlafen“, habe sie dann gesagt, erzählt Delibsi.

Die große Schwester war gerade zu Besuch bei den Eltern, als zehn Polizisten am frühen Morgen des 16. Oktober an die Tür hämmerten und Maria aus dem Bett zertritten.

„Dieses Kind ist nicht euer Kind, es ist weiß“, rief einer der Polizisten. Geweint habe das kleine Mädchen nicht, die Polizei nahm auch die Eltern mit, zu dritt saßen sie im Polizeiwagen auf der Rückbank. Seitdem wohnt die Schwester hier im Haus und kümmert sich um Nikos.

„Ich würde gern wissen, wie es Maria jetzt geht“, sagt sie, so ganz allein in Athen, wo sie im Haus einer Kinderhilfsorganisation lebt. Im Fernsehen heißt es, es ginge ihr gut. „Aber sie lügen alle“, sagt Emanuela Delibsi. Im Fernsehen zeigen sie jetzt auch die schwierige Suche nach Marias Familie. „Wir sind doch ihre Familie“, sagt Delibsi. Die Bulgarin habe ihr Kind ihren Eltern gegeben, seither gehöre Maria zu ihnen: „Wir lieben sie.“

Die Familie hat Geld gesammelt in den vergangenen Tagen, überall in der Siedlung. Jetzt sind die Brüder von Christos, dem Mann, der bis vor kurzem noch Marias Vater war, auf dem Weg nach Bulgarien. Dort wollen sie die leibliche Mutter finden, sie soll die Familie entlasten. „Sie muss unterschreiben, dass wir Maria nicht gestohlen haben“, sagt Delibsi.

Eleftheria Dimopoulou, 40, und Christos Salis, 39, das Paar, das Maria als ihre Tochter ausgegeben hat, sitzt seit vergangener Woche in Untersuchungshaft. Die Staatsanwaltschaft ermittelt gegen beide wegen Entführung einer Minderjährigen und Dokumentenfälschung.

Als die Polizei sie zu der Tochter befragte, logen die beiden zunächst. Schließ-

lich erzählten sie von einer bulgarischen Frau, einer Wanderarbeiterin, die ihnen das Kind überlassen habe. Das Misstrauen blieb, Mutter Dimopoulou besaß einen falschen Pass; jahrelang hatte das Ehepaar Kindergeld für insgesamt 14 amtlich registrierte Kinder kassiert, von denen ihren Angaben zufolge 6 innerhalb von zehn Monaten geboren worden sein müssten. 2800 Euro im Monat sollen sie sich so erschlichen haben.

Aber reicht das in einem Land, in dem Sozialbetrug noch immer weitverbreitet ist, um ihnen zu unterstellen, das Kind gekauft, entführt und benutzt zu haben? Oder sogar selbst Teil eines Händlerrings zu sein?

Vielleicht wolle die Familie Maria ja nur großziehen, um ihre Organe zu verkaufen, wurde in Fernsehbeiträgen gemutmaßt und eine Reportage über Organhandel gegengeschnitten mit Bildern aus der Roma-Siedlung. Die Unschuldsvermutung, die auch für Roma-Familien gelten sollte, ignorierten die Fernsehleute. Die griechische Regierung lässt jetzt täglich Roma-Lager durchsuchen, nach Waffen, Drogen und blonden Kindern.



MARO KOURI / DER SPIEGEL

Schwester Emanuela
„Wir sind doch ihre Familie“

Natürlich gibt es Kinderhandel in Griechenland, und seit der Öffnung der Grenzen zu Rumänien und Bulgarien sei das Land sogar zum zentralen Umschlagplatz geworden, sagt Daniel Esdras, Chef des Athener Büros der Internationalen Organisation für Migration. Erst vor zwei Jahren flog an der Grenze ein Menschenhändlerring auf: Die Polizei nahm damals fünf Bulgaren und neun Griechen fest; mindestens 14 Säuglinge soll die Bande verkauft haben.

Und allein in den vergangenen zwei Tagen wurden zwei Ehepaare festgenommen, die Kinder gekauft hatten, darunter ein Neugeborenes für 4000 Euro und ein drei Monate altes Baby. Die Polizei ermittelt jetzt wegen „Beihilfe zur Entführung Minderjähriger“.

Bis heute ist es denkbar einfach, in Griechenland Kinder im Familienbuch eintragen zu lassen. Man muss nur auf dem Standesamt eine eidesstattliche Erklärung abgeben und sich das von zwei Bekannten bestätigen lassen. Das soll sich nun ändern, die Regierung will für die amtliche Registrierung im Familienstammbuch Vater- und Mutterschaftstests einfördern.

Etwa 2000 Roma leben in Farsala, dem Ort, in dem Maria aufgewachsen ist, inmitten einer Region, die den griechischen Landwirten durch ihre Fruchtbarkeit großen Reichtum beschert hat. Die Menschen in Farsala sagen, es gebe keine Probleme mit den Roma: Sie lebten ihr Leben draußen in der Siedlung, manche arbeiteten in der Stadt, die meisten zögen herum und verkauften Teppiche, Tontröge oder Altmetall. „Sie leben anders als wir, sie haben mehr Kinder, essen andere Dinge und schlafen auf dem Boden“, sagt ein Tavernenwirt, es klingt nicht, als hielte er das für bedrohlich.

Die Roma leben in Farsala in Containerbaracken, die die griechische Regierung mit Hilfe der EU 2004 aufgestellt hat. Hier wohnen überwiegend die Jüngeren, es sieht aus wie auf einem Campingplatz, auf dem sehr viel Wäsche gewaschen und sehr viel Altmetall gelagert wird.

Die alteingesessenen Familien wohnen in flachen Zementbauten mit Ziegeldächern und großzügigen Terrassen, die in regelmäßigen Abständen mit dem Gartenschlauch abgespritzt werden.

Gegenüber von Marias Haus sitzt Nikos Karakostas, 42, auf einem Plastikstuhl, ein hagerer Mann mit zerfurchtem Gesicht. Über ihm hängt eine Leine mit bunten Straplern, wie viele Kinder er hat, kann er auf die Schnelle nicht sagen. Sechs oder sieben, er muss seine Frau fragen. Sechs, ruft sie durchs Fenster. Und zwei Enkelkinder! „Wir Zigeuner lieben unsere Kinder, wir lassen sie leben“, sagt er. Solange wir unsere Kinder ernähren können, ist alles gut, sagt Karakostas.

Aber seit der Krise geht es seiner Familie eher schlecht. Mittags klemmt er ein Glas Frappé, griechischen Eiscafé, zwischen Windschutzscheibe und Armaturenblech und fährt in seinem alten Mitsubishi-Bus mit der abgebrochenen Handbremse durch die Gegend. Er sammelt Eisen, das er dann auf dem Schrottplatz verkauft. Auch Christos Salis hat mit seinem blauen Pick-up Eisen gesammelt, Maria und die anderen Kinder saßen gern auf der Ladefläche. Früher hätten sie etwa 40 Euro am Tag verdient, sagt Karakostas. Jetzt sind es nur noch 20.

Manchmal nimmt er die Kinder mit, damit sie helfen, aber die bewerfen sich lieber mit Baumwolle, statt nach Kupfer zu suchen. Die Ebene um Farsala ist voller Baumwollfelder; wie Wattetupfer hängen die Büschel in den Bäumen, säumen den Straßenrand wie ewiger Schnee.

dass die beiden keine 14 gemeinsamen Kinder haben können.

Wir alle haben es gewusst, sagt Nikos' Bruder Angelos, 34, Vater von fünf Kindern im Alter von 5 bis 18. Er holt ein Fotoalbum; in einer Plastikhülle steckt ein Bild seiner Tochter, auch sie ist blond. „Würde sie noch hier leben, man würde sie mir wegnehmen“, sagt er kopfschüttelnd. Nur weil sie ihm oder seiner Frau nicht ähnlich sieht. Maria sei das Kind einer Bulgarin, die auf Durchreise war, sagen Nikos und Angelos Karakostas. Und so erzählen es auch die Frauen, die in der Abendsonne auf der gefliesten Terrasse des Häuschens, in dem Maria lebte, die Wäsche sortieren.

Die Frauen sitzen auf Decken, zwischen ihnen liegen Babys, drei Kleinkinder beschmieren sich gegenseitig mit Halva, einer süßen Sesammasse. Es sind

Russewa will eigentlich nicht reden, sie hat Angst vor ihrem Mann, er ist aufbrausend, trinke zu viel.

Nachbarn haben sich vor dem Haus versammelt, der Bürgermeister ist auch da, er kennt ihre Geschichte, einer sagt: „Sie soll erzählen. Wir Roma stehlen keine Kinder, wir verkaufen keine Kinder.“

Dann beginnt sie zu berichten: 2008 sei sie zur Orangenernte nach Griechenland gefahren und habe dort ein Mädchen geboren. Eigentlich hätte es Stanka heißen sollen, aber weil das im Krankenhaus niemand verstand, nannte sie es Maria. Sie habe kein Geld gehabt, um sich Papiere für das Kind zu besorgen. Eine griechische Erntehelferin habe ihr angeboten, für das Kind zu sorgen, und versprochen: „Du kannst sie jederzeit abholen.“ Nein, Geld für das Mädchen habe sie nicht bekommen, sagt Russewa. Noch ein paar Tage habe sie

„Die Familie von Maria war eine gute Familie“, sagt Karakostas. Das kleine Mädchen habe große Augenprobleme gehabt, die Eltern hätten es sogar zu Ärzten nach Thessaloniki gebracht. Jeder kannte Maria in der Siedlung, mit ihren blonden Haaren war sie etwas Besonderes. Dass man sie abholt und weggebracht hat, einfach so, sei nicht nur eine Sache der Familie. „Es trifft uns alle“, sagt Karakostas, „wenn die Ballame, die Weißen, jetzt wieder glauben, dass wir Kinder verkaufen.“ Er findet es nicht schlimm, das Kind von jemand anderem aufzuziehen.

Und der falsche Pass der Mutter, die 14 Kinder, waren Marias vorgebliche Eltern kriminell?

Natürlich dürfe man nicht betrügen, sagt Nikos Karakostas. Andererseits: Wer tue es nicht? Hätten die Behörden wirklich geprüft, hätten sie sofort gemerkt,

Cousinen, Tanten, Schwägerinnen von Emanuela Delibsi, irgendwie sind sie alle miteinander verwandt, die Verwandtschaftsverhältnisse sind auch hier kompliziert.

Der Weg zu Marias leiblicher Mutter führt nach Bulgarien, in das Dorf Nikolaewo, eineinhalb Autostunden von Sofia entfernt. Die Fahrt geht über eine unbeleuchtete Straße zum Haus von Sascha Russewa. Sie behauptet, die kleine Maria sei ihre Tochter.

Am Donnerstagabend werden sie und ihr Mann noch von der Polizei verhört, es ist schon dunkel, als sie nach Hause kommen. Russewa ist eine kleine, zierliche Frau mit einer selbst für Roma dunklen Haut. Sie sieht aus wie Mitte fünfzig, ist aber erst 34. Maria mitgezählt, habe sie insgesamt zehn Kinder. Eines trägt sie auf dem Arm, es ist ebenfalls blond.

danach in Griechenland gearbeitet und sei dann zurückgereist nach Nikolaewo.

Russewa hat Bilder von Maria im Fernsehen gesehen, sie sagt: „Ich würde sie ja wieder zurücknehmen, aber ich bin so arm, ich habe noch nicht einmal genügend Geld, um für meine Kinder ausreichend Kleider zu kaufen.“ Hübsch sei Maria, sehr hübsch, und gesund sehe sie aus, sagt sie. Dann geht sie ins Haus.

Einen Tag später, am Freitagabend, bestätigt ein DNA-Test Russewas Angaben: Die Bulgarin ist die leibliche Mutter der kleinen Maria. Und die griechischen Roma, bei denen Maria aufwuchs, sind demnach wohl weder Kinderhändler noch Diebe, sondern einfach nur die beiden Erwachsenen, die für Maria seit ihrer Geburt Vater und Mutter waren.

VESELIN DIMITROV, MANFRED ERTEL,
JULIA AMALIA HEYER, JAN PUHL